

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 2.

Posen, den 3. Januar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst  
Leipzig-Wien.

## Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

I.

Es ist nicht leicht, zwei Herren dienen und gar, wenn einer davon ein so großer Herr ist wie ein kleines Kind und der andere auch verlangt, daß man jederzeit und bereitwillig zur Hand ist, wenn er etwas haben will. Je kleiner der Laden ist, desto mehr hat ja die Kundschaft anzuschaffen und wünscht, daß man rasch und aufmerksam sei.

So war denn die junge Frau Rina zwischen dem kleinen Lex in seiner Wiege und dem Ladenpult tagsüber recht hin- und hergehakt, und wenn dazu das Hauswesen mit allem Drum und Dran auch noch recht anspruchsvoll gewesen war, so sank sie des Abends manchmal, trotz Jugend und Lust zur Arbeit, todmüde ins Bett. Oft rief die Klingel mitten ins Unpacken oder Füttern des kleinen Menschenwesens hinein, da mußte man den armen Lex eben liegen lassen und hinter das Pult laufen, um der Kundschaft Genüge zu tun. Und während man dem Käufer Rosinen zumog oder Petroleum in die Flasche füllte oder einen altersgrauen Hering als frisch einredete, brüllte daneben im Wohnzimmer der jüngste Salzenbrod wie nicht geschieht, daß man ganz zapplig wurde.

Aber aus alledem hätte sich die junge Frau nichts gemacht, wenn sie nur sonst keine Sorgen gehabt hätte.

Als heute das Glöckchen an der Ladentür zum so- undjovielsten Male sein heiseres Gelächter hören ließ, war Frau Rina eben damit fertig geworden, ihr Söhnlein frisch zu wickeln, und da konnte man es ja in den Laden mitnehmen, denn wozu andere Leute gut zwei Arme brauchen, das vermag eine Mutter auch mit einem.

Da stand der Schmiedemeister Wiesinger mitten im Laden unter dem blechernen Fisch, der von der Decke herabbaumelte und anzeigte, daß man hier auch alle Art Angelgeräte bekomme, da stand er und bot guten Abend. Er trug seine Arbeitsschürze und hatte die Hemdärmel aufgekrempt wie immer, denn er hielt etwas auf ein biederer, handwerkliches Aussehen und wäre auch imstande gewesen, in Werkstattdürze und Hemdärmeln nach Wien zu fahren, wenn es darauf ankam.

„Ja, da ist auch der kleine Lex,“ sagte er und lachte.

Die junge Frau Rina sah den Schmiedemeister Wiesinger nicht gern, warum, das hätte sie nicht sagen können, aber nun stand er da als Kundschaft und hatte zu befehlen, und da mußte man schon sein freundlichstes Gesicht machen.

„Ja, der kleine Lex, das wird ein Mordsbub,“ wiederholte der Schmied.

Die junge Frau Rina hörte solche Lobsprüche nicht gern. Mit kleinen Kindern hat es eine eigene Bewandnis, sie haben wohl ihren Schutzengel, es lauern aber auch allerlei unsichtbare Gefahren auf sie, so daß man nicht vorsichtig genug sein kann. Es gibt da gewisse Mächte, die sich nur allzugern so ein Menschenkind zu eigen machen. Man soll ein solches Unschuldswesen

vor Ablauf eines Jahres nicht in den Spiegel blicken lassen, es könnte ihm sonst ein böser Geist daraus entgegen schauen, und wenn es zum Gähnen das rosiges Mäulchen aufreißt, so muß man ihm rasch über den offenen Mund das Zeichen des Kreuzes machen, damit kein arger Dämon einfahre, wenn aber das Kind gelobt und schön gefunden wird, so muß man rasch ausspucken oder einen Daumen in die Hand schlagen, auf daß es nicht verschrien werde. Das tat denn auch Frau Rina jetzt in aller Heimlichkeit.

Der Schmiedemeister aber wußte nichts von dieser mütterlichen Abwehr und glaubte, der Frau eine Freude zu machen, wenn er sich weiter mit dem Kleinen beschäftigte. Er spreizte zwei Finger seiner Rechten wie eine Schere auseinander und fuhr damit gegen das Gesicht des Kleinen, indem er die Bewegung des Schneidens machte. Der Kleine, der bisher mit den Armechen fröhlich herumgefochten und dazu in seiner Sprache etwas erzählt hatte, schaute verdutzt auf die geschwärzte Schmiedehand, die da auf ihn zukam, verzog das Gesicht und begann plötzlich loszubrüllen. Es war vielleicht nicht die schwarze Faust allein, die ihn so in Schrecken versetzte, sondern vielleicht auch das große blaurote Feuer, das die linke Wange des Schmiedes überzog und sich hinter dem Ohr am Hals verlor. Jedenfalls brüllte der kleine Lex jetzt so anhaltend, daß ihn die Mutter ein wenig auf dem Arm schwenkte und seine Rissen beruhigend tätscheln mußte.

„Na . . . na . . . na,“ sagte der Schmied, „schrei nicht so, bist ja doch ein Mordsbub. Kein Wunder, wenn man so eine Mutter hat.“

Frau Rina liebte auch die Lobsprüche nicht, die man ihr selbst spendete. Aber was sollte man tun, der Schmied war ein Kunde, und so mußte man verbindlich lächeln.

„Ja,“ fuhr der Mann fort, „die Frau Salzenbrod wird halt wirklich alle Tage schöner, alle Tage schöner. Und immer fleißig, immer fleißig, von früh bis abends.“

„Es gibt halt auch den ganzen Tag eine Menge zu tun,“ sagte Frau Rina gezwungen, denn vom Fleiß konnte man sprechen, das war eigenes Verdienst, aber das mit der Schönheit war Unsinn und ging jedenfalls den Wiesinger nichts an, aber schon gar nichts.

„Der Justus kann sich gratulieren, daß er Sie zur Frau bekommen hat,“ setzte der Mann beharrlich fort, „er hätte gar keine bessere Frau kriegen können.“

Daß der Wiesinger jetzt auf den Justus zu sprechen kam, war der Frau noch unlieber als alles andere, denn sie hätte am liebsten zwischen ihrem Mann und dem Schmied ein großes Wasser gehabt, zehnmal so breit wie die Moldau und auf hundert Stunden keine Brücken.

Darum brach sie jetzt das Gespräch kurz ab, machte ein sachlich-ernstes Gesicht und fragte: „Und was steht zu Diensten, Herr Wiesinger?“

Der Schmied aber war nicht als Kunde gekommen. „Ich brauch' heut nichts,“ sagte er, „ich möcht' nur ein paar Worte mit dem Justus sprechen.“

„Mit dem Justus?“ dehnte die Frau die Gegenfrage, und sie hatte sich nicht so in der Gewalt, daß man nicht gesehen hätte, wie unangenehm es ihr war, daß der Schmied ihren Mann verlangte.



Auf des Schmiedes Gesicht kam ein Lächeln, das aus-  
sah, als steige es aus dem Feuermal auf und verbreite  
sich erst dann auf die übrigen Teile. „Er ist doch wohl  
daheim!“ sagte er mit einem verschmizten Augen-  
zwinkern.

„Ich weiß es nicht . . .“ kam die zögernde Antwort,  
„ich glaube, er ist hinten im Hof.“

„Na, dann gehe ich in den Hof.“ meinte der Schmied  
gemüthlich, als sei ihm der Widerstand der Frau gänz-  
lich unbemerkt geblieben, winkte noch einmal dem kleinen  
Ler zu und schob sich muckia zur Ladentür hinaus.

Justus Salzenbrod stand wirklich auf dem Hof und  
schwang das Holzbeil. Er hatte die Sträucher im  
Garten ausgelichtet und schlug nun das stärkere Alt-  
werk zu Brennholz auseinander. Es war ihm ingrimmig  
zumute, und da war ihm eine Arbeit willkommen, bei  
der er seinen inneren Zorn ein wenig austoben lassen  
konnte. Die Hade war frisch geschliffen, und jeder Hieb  
trennte ein Aststück ab, so dick es auch war und fuhr  
noch ein Stück in den Hackstock hinein. Und dazu mur-  
melte er halblaut vor sich hin, indem er ein Gesicht  
machte, als sei es ihm endlich vergönnt, sein Pech in  
leibhaftiger Gestalt in seiner Gewalt zu haben und es  
kurz und klein schlagen zu können.

„So,“ sagte er mit einem Hieb, der die Holzstücke  
hoch aufspringen ließ, „das ist für den Herzkönig, der  
mir gefehlt hat.“

Jeden Schlag des Beiles begleitete ein Sprüchlein:  
„Und das für das Schellas, das der Opfertuch gebracht  
hat.“

Ah, es war ihm jeder Stich des letzten Kartenabends  
deutlich in Erinnerung, und er wußte jetzt gar genau,  
was er verfehlt hatte, und wie er es hätte machen sollen,  
um zu gewinnen.

„Und das ist für den Zehner, mit dem der Kosteledy  
meine Dame gestochen hat.“

Ein Schatten fiel über den mißhandelten Hackstock,  
und als Justus aufschaute, sah er den Wiesinger vor sich  
stehen, und das Lachen kroch aus dem Feuermal über  
das Gesicht des Schmiedes.

„Du hast es aber scharf mit der Arbeit, sapperment,“  
sagte der Wiesinger.

Justus Salzenbrod sah den Besucher scheu an, das  
Herz begann sich in seiner Brust umzudrehen, und noch  
tiefer irgendwo in seinem Innern krümmte sich etwas  
wie ein Wurm, das war das Gewissen. Justus Salzen-  
brod wußte nur zu gut, warum der Schmied gekommen  
war.

„Willst es mit dem Holzhacken einbringen,“ sagte  
Wiesinger gemüthlich, „was du mit den Karten verspielt  
hast?“

Justus wußte nicht was er hätte sagen sollen. Er  
stemmte die Hade gegen den Stock, schaute den Schmied  
an und würdte endlich kläglich hervor: „Ja, es muß halt  
auch sein, das Holzhacken.“

„Wenn du nur alles andere auch tätst, was sein  
muß,“ meinte der Schmied, noch immer behaglich  
lächelnd.

Da schöpfte Justus ein wenig Hoffnung, daß der  
Schmied es vielleicht doch nicht gar so streng nehmen  
werde. „Es geht halt nicht immer, wie man gerne  
möchte,“ sagte er verlegen und mit einem geduckten,  
bettelnden Blick.

Aber da fuhr der Schmied geradewegs ins Schwarze.  
„Hast wohl vergessen, daß du gestern hast zahlen sollen,  
was du verspielt hast?“

Ja, nun hatte er den armen Justus am Schopf und  
schüttelte ihn, daß alles an ihm nur so flog. „Ich hab'  
gestern den ganzen Tag auf dich gewartet, daß du mir  
das Geld bringst, aber wer nicht gekommen ist, war der  
Herr Justus. Da hab' ich mir gedacht, ich muß doch  
einmal schauen gehen, was einer für ein Gesicht macht,  
der sein Wort nicht hält.“

Das Gesicht, das er bei dieser Nachschau zu sehen  
bekam, war freilich keines von den schönsten und stolze-  
sten, die ein junger Mann von dreißig Jahren

zeigen kann. „Ach,“ stammelte der aufgespickte Justus,  
„ich hab' dir doch das Geld bringen wollen, aber die  
Geschäfte gehn so schlecht; es war nicht genug im  
Haus.“

„Und die Frau Rina hält die Hand auf dem Geld-  
ladel, wenn ja was drinnen ist,“ sagte Wiesinger mit  
beißendem Hohn, „hat ja recht, bei so einem Wind-  
beutel von Mann. Aber Spielschulden sind Ehren-  
schulden, da versteh ich keinen Spaß.“

Dem Justus war es, als sei ihm der ägende Inhalt  
eines Vitriolfläschchens ins Gesicht geschüttet worden.  
Er krümmte sich zusammen und wimmerte: „Ich will  
doch bezahlen, wenn ich Geld habe.“

„Was da?“ sagte der Schmied grob, „wenn du kein  
Geld hast, so laß dich nicht mit uns ins Karteln ein.  
Solche Kavaliere können wir nicht brauchen. Wenn du  
nächstens wiederkommst, so wirst du uns erst zeigen, wie-  
viel du bei dir hast, oder wir jagen dich mit Schand'  
und Spott vor die Tür.“

Das war so ziemlich das ärgste, was er dem Justus  
hätte androhen können. Denn Justus kam sich dadurch  
sehr geehrt vor, daß er mit dem Schmied, dem Kauf-  
mann Opfertuch und dem Sattler Kosteledy die Karten  
auf den Wirtshaustisch werfen durfte. Daß ihn diese  
viel älteren Männer als Mitspieler duldeten, war eine  
Bestätigung seiner eigenen vollen Geltung als Mann,  
und er bedurfte ihrer gerade deshalb, weil er sich manch-  
mal selber so grün und unreif vorkam. Eine solche Er-  
höhung vor sich selbst mußte man sich schon etwas kosten  
lassen, und mit der Zeit würde man es auch schon noch  
dahin bringen, daß man nicht immer bloß verlor und  
würde vielleicht sogar etwas von dem Verlorenen zurück-  
gewinnen.

Darum wurde der arme Justus jetzt ganz demüthig  
und klein und verlegte sich aufs Bitten: „Wenn du mir  
nur ein paar Tage noch warten wolltest . . .“ murmelte  
er haltlos.

„Ich will dir was sagen,“ entschied der Schmied,  
„ich warte noch zwei Tage. Heut haben wir Dienstag,  
Wenn ich bis Donnerstag mittag das Geld habe, so  
ist's gut. Wenn du aber das Geld bis dahin nicht ge-  
bracht hast — paß gut auf, Justus, so schreib' ich deinem  
Vater, daß du ein Kartenspieler und ein Schulden-  
macher bist, und dann kannst du dir ja ungefähr vor-  
stellen, aus welchem Loch es dann blasen wird.“

Der Schmied wußte sehr genau, warum er dem  
Justus diese Warnung an die Wand malte, und er  
sah auch an der Verstörtheit des Jungengesichts vor ihm,  
daß sie ihre Wirkung hatte. Dem Justus hatte er tüchtig  
eingeheizt, da konnte er jetzt gehen.

„Na, nun kannst du ja wieder Holz hacken,“ sagte  
er leutselig, klopfte dem Justus auf die Schulter und  
wandte sich dem Hofausgang zu, indem er sich etwas  
Lustiges zu pfeifen begann. Und es wäre ein glorreicher  
Abgang gewesen, wenn nicht eben, als er ins Tor trat,  
der Schußfl, des Justus Hund, hinter einer fremden  
Käze her von der Straße hereingeschossen wäre. Die  
Jagd fuhr zwischen seinen Knien durch und streifte so  
hart an ihn, daß er ins Stolpern geriet.

„Verdamntes Hundsvieh, elendiges,“ brummte er  
hinter dem Hund her und warf ihm einen Vernichtungs-  
blick nach.

Der Schußfl hatte der Beleidigung nicht acht, die  
Käze war den Kastanienbaum hinaufgeklüht und sah  
oben in den Nisten, und der Schußfl tanzte rund um den  
Stamm und kläffte vergebens die dringende Aufforde-  
rung hinauf, sie möge herunterkommen.

Auch Justus hatte nichts davon gesehen. Er stand  
und starrte eine ganze Weile vor sich hin, bis er sich  
wieder ein wenig aus seiner Betäubung zurechtgefunden  
hatte. Dann nahm er wieder die Hade zur Hand, und  
als sich die Finger um den Stiel schlossen, da schoß ihm  
plötzlich wieder die helle Wut ein.

(Fortsetzung folgt.)



# Die Glücksbotschaft.

Von Ruth Romberg.

Als Wolfgang sich mit weitvorgebeugtem Oberkörper durch den Schneesturm kämpfte, stieß er an der Ecke der Kärntnerstraße heftig mit jemand zusammen. Er erhob den Arm, um, sich entschuldigend, den Hut zu lüften, da sagte des langen Frieder weicher Raß:

„Holla, Kleiner, nicht so furios, wohin des Wegs?“

„Zu Willweber“, erwiderte er erfreut.

„A! — Sieh an! — Die Sinfonia majestatica?“

„Er hat mich zu heute bestellt, und — — —“

Das Weitere erstickte ein Hustenanfall, der die schwächliche Gestalt durch und durch schüttelte.

Frieder schob seinen Arm unter den des Freundes und zog ihn unter die nächste Hauseinfahrt.

„Komm unter Dach, 's ist draußen ungemütlich. — Also heut fällt die Entscheidung! — Junge, jetzt gehts geradewegs raus auf den Parnas!“ —

Und als der andere die Mundwinkel skeptisch abwärts zog, fuhr er aufmunternd fort: „Ich sehe ihn schon, den allmächtigen Mann, dein opus der andachtsvollen Gemeinde zu Gehör bringend.“ — und er erhob sich auf die Fußspitzen, suchte mit hochgeworfenen Armen wild in der Luft umher, wedelte abweichend mit der Linken nach dem Hof hin, stach mit dem zum Taktstab avancierten Regenschirm rollenden Auges nach der Straße, beschrieb mit beiden Armen weiche, zögernde Ellipsen, und farierte so aufs drolligste den berühmten Kapellmeister, der Wolfgang Wert aus der Taufe heben sollte.

Der, ein melancholisches Lächeln auf dem durchgegeistigten Gesicht, lehnte müde an der Wand. Es hatte fast den Anschein, als könne er sich nicht mehr aufrecht halten.

Frieder bemerkte das plötzlich. Er musterte ihn scharf.

„Mein Gott, Mensch, du sieberst ja, bist du wieder krank?“

Der andere nickte.

„Ein wenig. Es ging schon besser mit dem ewigen Husten; jetzt mag eine kleine Erkältung dazugekommen sein.“

Seine Stimme klang heiser.

„Und da läufst du zu Fuß bei dem Laufewetter auf der Straße herum?“

Wolfgang zuckte die Schultern.

„Gabs bei dir noch nie nen Tag, an dem sichs Kleingeld verflüchtigt hatte?“

Frieder piffte eine Triole durch die Zähne.

„Frage lieber: Hats jemals einen Tag gegeben, wo du mal genug von dem Zeug hattest? — Aber heut ist gerade bei mir solch ein gebenedeiter Tag, und du erlaubst, daß ich dir etwas unter die Arme greife. — Keine Fagen, mein Junge. Bist du erst ein berühmter Mann, dann verlaß dich darauf, wirst du mich aus deinem Aeroplan nicht wieder los. — Und weißt du — er nahm ihn nochmals unter den Arm —, ich gehe jetzt für dich zum großen Bonzen, muß da sowieso mal hin, und du fährst nach Haus und legst dich in die Klappe.“ —

Wolfs Einwendungen überhörte der lange Frieder. Er steuerte ihn sanft durch Schneesturm und Menschengewühl zur nächsten Taze.

„Dein opus kenne ich wie meine Westentasche, die Sache werden wir schon deichseln.“

Er nannte dem Kutscher Wolfs Adresse. „Nach schnell!“ flüsterte der, sich aus dem Fenster beugend, ihm tonlos nach.

„Prestissimo! — Kopf hoch! — Und den Lorbeer bring ich mit!“ —

Wolfgang hockte zusammengekauert an dem kleinen Mansardfenster und starrte in die Dämmerung.

Der Sturm hatte ausgetobt. Einkönig sanken unaufhörlich große, weiche Kloden auf die Dächer herunter. Seine brennenden Augen sahen über sie fort auf einen Friedhof, auf dessen Gräber jetzt der Schnee eine weiße Decke breitete.

Wer weiß, wie bald Freund Hein auch bei ihm anklopfen würde! — Mit seinen Kräften wars nicht mehr weit her. Kämpfe, Niederlagen, Entbehrungen hatten sie aufgezehrt. Und das innere Feuer, das ihn zwang, nicht zu ruhen, bis er erfüllt hatte, wozu sein Dämon ihn trieb. — Wies man die Sinfonie zurück — er fühlte es — dann würde er sterben.

Aber das konnte nicht sein. — Willweber mußte ja erkennen, daß es ein Meisterwerk war, das Wolf geschaffen. Etwas, daß vielleicht alle Jahrhunderte einmal der Welt geschenkt wird. —

Er wußte es, er war dazu berufen, der Menschheit die wahre Musik wiederzugeben, die Musik, die erlöst, zur Anbetung zwingt, die gläubig macht! — — Sie waren ja alle in der Irre, die Schaffenden der Neuzeit. Wie armselig, dies Arbeiten mit groben Mitteln, dies Verwirren durch schreiende Dissonanzen, ohrenzerreißenden Lärm, ohne Inhalt, ohne wahre Größe! — — Für ihn gab es kein mühseliges Suchen. — Ströme von oben waren es, die in ihm quollen, die er, ein bescheidenes Gefäß nur der göttlichen Offenbarungen, ausersuchen war, den nach echter Musik dürstenden Menschen zu übermitteln.

Ein Fieberschauer überrann seinen Rücken.

Er lachte in sich hinein. — Ihm kamen die wunderbarsten Eingebungen spielend. — Auch jetzt, was für eine jubelnde Melodie ging ihm da durch den Kopf! —

Er schleppte sich an den Tisch. — Nur festhalten, daß sie nicht wieder jerran! — Eine Dankeskantate konnte das werden für

die Glücksbotschaft, die Frieder ihm bringen mußte. —

Während Wolfs zitternde Hände Noten über Noten auf das Papier malte, schlug die Turmuhr der nahen Kapelle.

Er schrak kräftelnd zusammen. In einer halben Stunde konnte Frieder zurück sein. Er würde schelten, fände er ihn noch auf. — Nun, die Kantate war in großen Zügen fertig. — So konnte er seinen müden Gliedern auch die wohlverdiente Ruhe gönnen! — — —

Frieder stieg die steilen Treppen zu Wolfgangs Mansarde empor. Je höher er kam, um so bedächtiger wurde sein Schritt. —

Wie in aller Welt sollte er dem armen Schächer da oben die bittere Pille versüßen? Ganz schlecht war ja das Urteil des Allgewaltigen nicht gewesen. „Starke Gestaltungskraft, Erfindungsreichtum, eine ungewöhnliche Begabung! — Aber in diesem Winter leider unmöglich, die Sinfonie herauszubringen; es wären da noch einige Umarbeitungen nötig. Der junge Mann käme vielleicht mal in ein paar Monaten heran. In der nächsten Zeit wäre er, Willweber, derartig in Anspruch genommen, die große Auslandstournee, usw. . . Man könne ja mal im nächsten Herbst sehen.“

Das alte Lied. — Hinausschieben, ungewisse Versprechungen! — Und wie nötig brauchte der arme Kerl baldige Erlösung aus der Ungewißheit! Wie, wenn man ihm sagte, daß er den Kapellmeister nicht zu Haus getroffen? Eine plötzliche Konzertreise, Vertretung eines erkrankten Kollegen wäre durchaus glaubhaft. Möchte er erst gesund werden, ehe man ihm die Wahrheit allmählich einträufelte! —

Frieder zögerte vor Wolfgangs Tür. Drinnen war es so still. Vielleicht war er eingeschlafen.

Leise öffnete er und spähte hinein.

Nein, Wolf schlief nicht.

Er lag halbaufgerichtet, den Kopf auf den Arm gestützt. Seine dunklen Augen brannten Frieder mit einer so verzehrenden, angstvollen Erwartung entgegen, daß dessen Herz sich zusammenkrampfte.

Und da, einer momentanen Eingebung folgend, leuchtete über Frieders Gesicht ein freudiges Lachen und winkte seine Hand einen frohen Willkommensgruß.

„Hurra, alter Junge, angenommen!“ —

Wolfs Kopf sank auf das weiße Kissen zurück. Die magere Hand bedeckte die Augen, als müsse sie die vor einer allzubelebenden Helle schützen.

„Danke, Danke“, flüsterten die spröden Lippen.

Es war nicht Frieders Sache, sich von Rührung übermannen zu lassen.

Er wandte sich darum dem kleinen, in den letzten Zügen liegenden Eisenofen zu, lärmte unnötig laut mit dem Haken in ihm herum und speiste ihn mit einer Hand voll Kohlen.

„Es ist kalt bei dir, Kleiner.“

Aber des Freundes heisere Stimme nötigte ihn an sein Lager.

„So sprich doch! — Was sagte er!“

Frieder mußte sich auf den wackligen Holzstuhl niederlassen.

„Was er sagte? — Nun, er redete allerlei ganz hübsche Dinge. Muß ich sie alle aufzählen? — Ein ungewöhnliches Talent. — Lebendige Gestaltungskraft, blühende Fantasie! — —“

„Und weiter?“ — drängte Wolf.

„Im, — die Welt würde noch mal von dir reden!“ —

„Die Welt wird von mir reden!“ — Ein glückliches Lächeln verklärte des Kranken abgehärmtes Gesicht.

Seine Augen schlossen sich.

„Geh, spiel die Kantate dort auf dem Tisch!“ —

Und Frieder, froh, des Freundes Fragen entrinnen zu können, suchte und fand unter den vielerlei Manuskripten ein frisch beschriebenes Notenblatt. „Dankeskantate“ stand darauf.

Aber während er die Geige stimmte, flüsterte es noch einmal vom Bett herüber:

„Wann?“ — „Im Februar.“ log Frieder lücheln

Er zog die verstimmte E-Saite fester und dachte dabei, daß er ganz bestimmt morgen noch einmal zu Willweber gehen wollte. Der mußte die Sinfonie im Frühjahr bringen. Möchte doch so eine verrückte Janitscharenmusik von irgend einem überspönnigen Neutöner dafür gestrichen werden. Frieder konnte bei dem großen Herrn manchmal ein Wort riskieren. Sein Pringeger schließlich, der redete schon ein bißchen mit. D. h. wenn der Alte gnädig gelaunt war. Heut war ers nicht gewesen, aber morgen würde ers vielleicht sein. —

Frieder war ordentlich erlöst, als er diesen Entschluß gefaßt hatte. Und den Westulap wollte er dem Kleinen morgen auch auf den Hals hehen. —

Und dann schwebte eine süße, innige Weise durch die stille Mansarde, sang und jubelte, als strömte sich ein übervolles Herz in Glückseligkeit aus. —

Wolf hörte seine eigene Melodie schon im Halbtraum. Er hatte gar nicht gewußt, wie schön sie war. — — Blühende Fantasie hatte der große Meister gesagt? — Ja, er hatte recht! — Schon stürzten wieder neue Motive auf ihn ein. Sie bedrängten ihn geradezu. Er konnte sie aber nicht niederschreiben. Er war müde, ach, so müde. — — Im Februar? — dann kam das Glück und der Ruhm! — Und war er dann nicht mehr von Sorgen ge-



drückt, dann wollte er auch einmal in Schonheit leben — da unten, wo das Meer so blau und die Luft so lind! — Nicht mehr frieren, nicht mehr die quälenden Stiche! — Im Süden sollte seine franke Brust genesen.

Er sah sich auf einer Bank ruhen. Duftende Blüten rankten von der Mauer zu ihm herab. Zu seinen Füßen breitete sich das blaue Meer. — Wie weich der Wind ihn umfoste! — Durch den Pflanzweg kam jemand geschritten. Den kannte er. Das war ja sein lieber, alter Kantor von der Dorfkirche zu Haus. Der hatte ihm den ersten Musikunterricht erteilt. Er legte die Hand auf die Schulter und sagte: „Wölfe, ich wußt's ja, daß du mal was werden würdest!“ — Und weiter hinten, da schritten so viele, so viele! — Sie hatten alle Kränze in den Händen — Er mußte sich anstrengen, sie zu erkennen. — Die Sonne schien so hell. — Auf dem Wege vor ihm lag ein weißer, blendender Strahl — und in dem stand Beethoven — der sah ihn so güttig an, — so güttig, wie noch nie in seinem Leben den armen Wolf jemand angeblickt — und trat ganz nahe an ihn heran und hob den Lorbeerkranz in seiner Hand und setzte ihn Wolf auf das Haupt.

Der lange Frieder ließ die Geige sinken. Es wurde lautlos still im Zimmer. — Wolf mochte wohl schlafen. Wohl ihm! — Er schlich auf den Zehen an sein Bett. — Da lag er, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, ein seltsames Lächeln um die Lippen. Was für edle Züge er doch hatte! — Aber wie marmorbleich! — Und die Augen unter den halbgeschlossenen Lidern so seltsam in die Ferne gerichtet! — Frieder beugte sich näher zu ihm herab. — Mein Gott! — Er faßte nach seiner Hand. Die lag kühl und reglos in der Seinen.

Da begriff Frieder.

Des kleinen Wolfgang Seele hatte sich von ihrer Hülle befreit und war in jenes fremde, rätselhafte Land gegangen, in dem es keine Erdennot gibt.

## Kuriose Bestimmungen.

Im Jahre 1738 wurde in Frankreich die Lebtissin von Fontevault von Sr. Majestät lediglich deshalb zur Herzogin ernannt, damit sich die Lebtissin als Erzieherin der vier jüngsten königlichen Prinzessinnen in deren Gegenwart — sehen dürfte. Einer gewöhnlichen Lebtissin wäre das nicht gestattet gewesen.

Die in Berlin herausgegebenen „Erinnerungsblätter“ brachten 1846 folgende „akronische“ Notiz: „In Hannover hat man den Offizieren das Heiraten verboten und in Bayern den Nachwächtern. Man weiß nicht warum.“

Der Rat der Stadt Lüneburg erließ im Jahre 1702 ein gegenährliches Edikt gegen das Spazierengehen, zumal gegen das „verdächtige Spazierengehen“ junger Leute am Abend und des Nachts, das „ernstlich ein für allemal verboten wird“. Die Strafen sollen des Nachts fleißig visitiert werden und jeder Verbreiter des Verbotes in Haft kommen und bestraft werden. Ob das etwas geholfen hat, ist nicht bekannt geworden, doch hat sich so gar ein Geistlicher gegen das Edikt aufgelehnt, indem er der Aufforderung, es von der Kanzel zu verlesen, nicht nachkam, sondern dazu schriftlich vermerkte, daß er solches „als ein unziemendes Annuten von der Stadt halte“.

In Berlin wurde 1846 ein Wirtschaftslokal polizeilich geschlossen, weil dort Mädchen öffentlich Zigarren geraucht hätten. Heute müßte man deshalb sämtliche Lokale schließen.

## Das Auge der Maus.

Von Christian Morgenstern.

Das rote Auge einer Maus  
Lugt aus dem Loch heraus.

Es funkelt durch die Dämmerung . . .  
Das Herz gerät in Hämmerung.

„Das Herz von wem?“ Das Herz von mir!  
Ich sitze nämlich vor dem Tier.

O Seele, denk an diese Maus!  
Alle Dinge sind voll Graus.

Aus der soeben erschienenen erweiterten Neuaufgabe von Christian Morgenstern „Palmström“. Verlag Bruno Cassirer, Berlin W. 35.

## Ballade von der Uhr.

Einem alten Aberglauben zufolge bedeutet es Unheil, wenn die Uhr der St. Paulskathedrale zu London stehen bleibt. Täglich richten Tausende von Einwohnern der englischen Hauptstadt ihre Taschenuhr nach den Zeigern dieses grandiosen Uhrwerks, das eines der größten der Welt ist.

Nun ereignete es sich dieser Tage, daß die Uhr tatsächlich stehen blieb. Allsogleich fanden sich Leute, die sonst weder mit Kirchen noch mit Uhren zu tun haben, sich aber, um ihre Mitbürger vor Unheil zu bewahren, bereit fanden, die Zeiger mit der Hand solange weiterzuschieben, bis der Schaden durch die herbeigerufenen Mechaniker behoben wäre. Ehe das geschehen konnte, vergingen aber drei Stunden, während welcher Zeit acht Leute, die einander nach je zehn Minuten ablösten, damit beschäftigt waren, die Zeiger der Kirchenguhr nach einem Chronometer, den sie mitgebracht hatten, fortzubewegen.

Ein geheimnisvoller Brief. Als Stella, die Tochter eines Malers, sich abends zur Ruhe begeben wollte, hörte sie plötzlich Schritte im Garten. Sie ging zur Haustür und fand dort einen Brief am Boden liegen. Er mußte unter der Tür durchgeschoben worden sein. Sie zögerte erst einen Augenblick, dann riß sie ihn auf. Es war ein vier Seiten langes Schreiben. Zuerst dachte sie, es wäre der Brief eines Bekannten, der ihr in den letzten Tagen mehrmals geschrieben hatte. Als sie aber die Unterschrift sah, wurde sie von größtem Schrecken ergriffen. Sie fühlte sich so geängstigt und gedrückt, daß sie kaum mehr atmen konnte. Schließlich öffnete sie die Schublade eines Schrankes und nahm eine kleine Browning-Pistole heraus, die ihrem Vater gehörte. Näheres, und was es mit diesem Brief für eine Bewandnis hat, erfahren die Leser aus der neuesten Nummer (52) des „Illustrierten Blattes, Frankfurt a. M.“. Es ist nämlich ein Abschnitt aus dem neuen großen Wallace-Roman: „A. S. der Unsichtbare“. Der Teil des Romans, der in der neuen Nummer veröffentlicht wird, ist eingeleitet durch eine ausführliche Inhaltsangabe, die es dem Leser ermöglicht, sogleich mit der Lektüre zu beginnen. Das Heft ist die Silber-Nummer. Es enthält als bedeutsamen Beitrag eine Reihe von Aufsätzen: „Was deutsche Minister dem deutschen Volke wünschen“. In ihnen haben Reichskanzler Müller, Außenminister Dr. Stresemann, Ministerpräsident Brauns und die Minister Dr. Koch-Weser, Dr. Curtius und Dr. Schmidt ihre Wünsche für 1929 niedergelegt. Aus dem weiteren Inhalt wären die Bilder-Artikel zu nennen: „Das große Rätsel“, „Den Meistern auf den Ferjen“, „Verdun, ein Film“. Kelen hat ein lustiges Blatt gezeichnet: „Lugano-Paradiso“, Gadal eines „Silvester-Nacht in der Berliner Friedrichstraße“. Sehr spaßig ist die Seite von H. Aebeling: „Ein Silvestererlebnis“. Mit einem photographischen Rückblick auf 1928 gibt der Maler Schwerdtfeger einen Querschnitt durch das vergangene Jahr. Joachim Ringelnatz hat ein hübsches Gedicht beigezeichnet. Das Heft ist von Anfang der Woche an zu haben.

Eine Peter Cornelius-Uraufführung in Salzburg. Daß Peter Cornelius, der Komponist des „Barbiers von Bagdad“ und des „Ed“, ein „Ave Maria“ für Sopran-Solo und Streich-Quintett komponiert hatte, wußte man seit Jahrzehnten. Aber seit siebzig Jahren war das Werk verschollen, und vor kurzem erst wurde es im Privatbesitz in Oesterreich aufgefunden. Dieses Werk sowie Cornelius' „Stabat mater“ wurden nun von den Nachkommen des Komponisten dem Salzburger Domchor zur Uraufführung anvertraut. Beide Werke wurden mit großem Erfolg herausgebracht. Sie zeigen Cornelius' eindringliche Religiosität und seine prachtvolle Gestaltungskunst im schönsten Lichte.

Ehegeschickung mittels Radio. In Chicago wurde unlängst auf sehr eigenartige Weise ein Eheband geschlossen. Der Geistliche, der James Fortes aus Kansas City und Cora Demison ehelich verband, befand sich auf 20 Meilen Abstand von dem Brautpaar, und konnte doch ihre Züge unterscheiden durch Uebertragung mittels Televisie. Etwa 100 Gäste wohnten der Trauung bei, die gesellig anerkannt wurde.

Die ungalante Post. Eine eigenartige Geschichte störte die Stimmung einer vornehmen Hochzeit in Birmingham. Die glückliche Braut erhielt von einem Londoner Pastor, einem guten Freunde der Familie, ein Glückwunschtelegramm folgenden Inhalts: „Ev. Johannis IV. 18.“ Man blätterte interessiert die betreffende Stelle nach und las zum größten Entsetzen der versammelten Festgäste diesen Text: „Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann.“ Vor Schrecken fiel die Frau in Ohnmacht; einen derartigen Glückwunsch hatte sie wirklich nicht erwartet. Zwei Stunden später aber wurden die Gemüter durch einen zweiten Fundspruch beruhigt. Die englische Post teilte mit, daß sie das erste Telegramm verstimmt nach Birmingham geleitet habe, der vollständige Text müsse heißen: „1. Ep. Johannis IV. 18.“ Abermals wurde die Bibel hervorgeholt, und erleichtert las man den Spruch: „Furcht ist nicht in der Liebe.“

Es geht zu Ende mit der Wüstenromantik. Dem mesopotamischen Parlament wird ein Gesetzesvorschlag unterbreitet werden, wodurch der Uebergang der in der mesopotamischen Wüste nomadierenden Beduinen zur sesshaften Siedlung erleichtert werden soll. Viele Nomadenstämme äußerten in letzter Zeit den lebhaften Wunsch, sesshaft zu werden. Man will damit beginnen, zunächst einen Teil der Schammarstämme weite Landstrecken zur Ansiedlung zur Verfügung zu stellen.

## Fröhliche Ecke.

Einladung. Max ist eingeladen. Zu Suppe, Fisch und Braten. Aber Max kommt nicht. „Warum kamen Sie nicht?“ trifft ihn Tage später die Hausfrau. „Ich hatte keinen rechten Hunger,“ meint Max. — „Erlauben Sie mal, man kommt doch nicht nur wegen des Essens!“ — „Ich weiß, gnädige Frau. Aber richtigen Durst hatte ich auch nicht.“

Kampf. „Sie meinen wohl, ich wäre ein Dösel?“ — „Ne, ich beurteile niemand nach seinem Neukeren!“

Stöhrerfektive. „Ich danke Gott jeden Tag,“ meinte der Floh, „daß er die Menschen erschaffen hat. Wobon sollte ich sonst leben?“